

# Die ewige und zukünftige Aufgabe der Universität

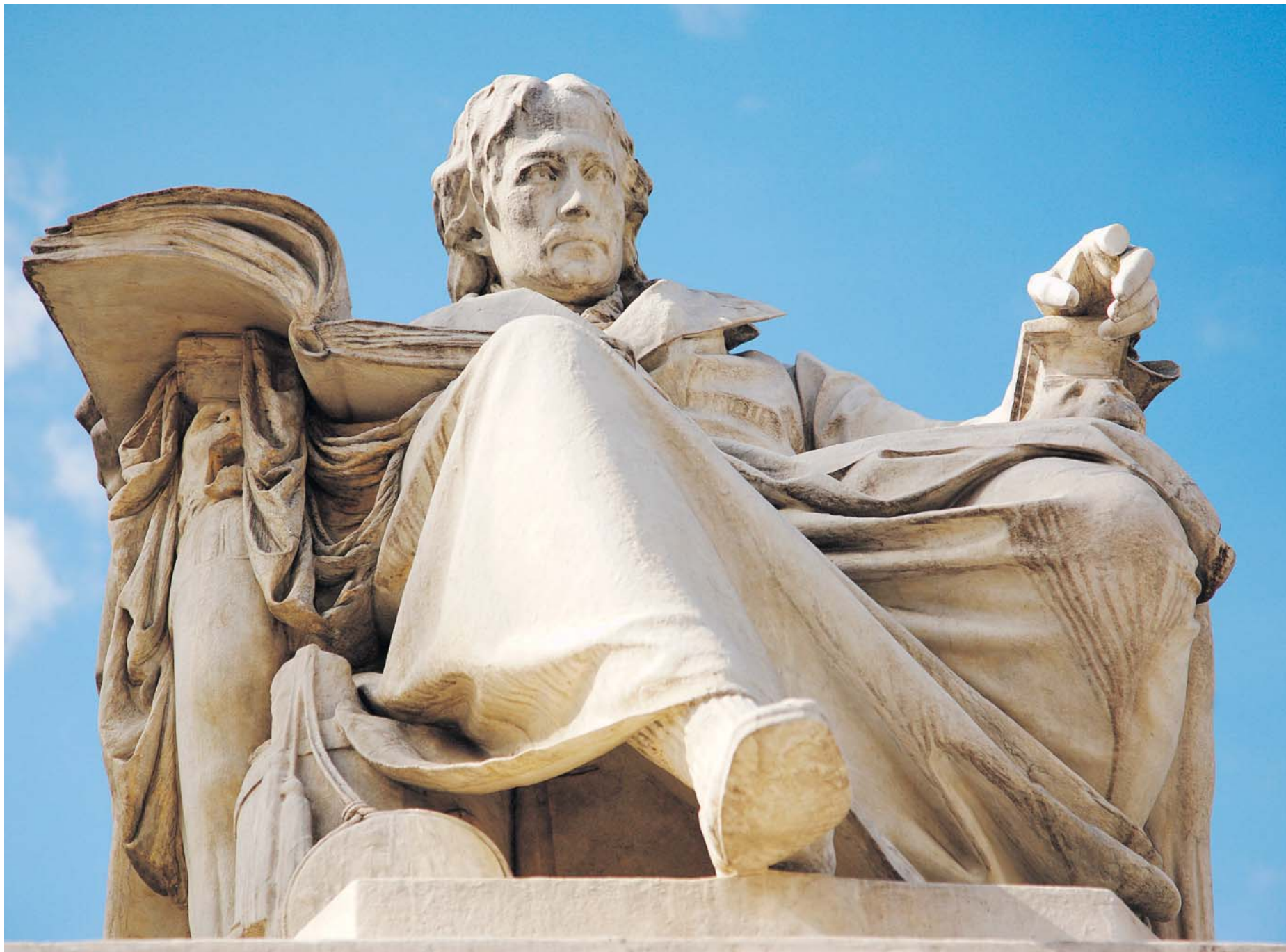
Was heißt es, mit dem Sprach- und Staatsdenker, Universitäts- und Museumsgründer Wilhelm von Humboldt an seinem 250. Geburtstag in die Zukunft zu gehen?

Von Jürgen Trabant

Die Gründung der Berliner Universität ist Wilhelm von Humboldts weltpolitische Großtat. „Humboldt's gift“ nennt sie der britische Journalist Peter Watson in seinem Buch über „The German Genius“. Er meint damit Humboldts Geschenk an die Menschheit. Das menscheitsgeschichtliche Geschenk bestand im Wesentlichen darin, die Lehre mit der Forschung zu verbinden. Humboldts zweites Geschenk an die Menschheit ist ohne Zweifel seine Sprachphilosophie und das Projekt einer Erforschung aller Sprachen der Menschheit als Erkundung des menschlichen Geistes. Humboldts Name ist darüber hinaus mit anderen Institutionen des Wissens eng verbunden: mit dem Königlichen Museum in Berlin, an dessen Einrichtung er maßgeblich beteiligt war, und mit der von Leibniz gegründeten Akademie der Wissenschaften.

250 Jahre Humboldt, das klingt in der Tat erschreckend vergangen. Humboldts große Innovationen, also Universität, Museum, Sprachen, sind aber immer noch und gerade Aktivitäten der Zukunft. Und deswegen müssen wir über sie sprechen. Nichts enthielt mehr Zukunft als Humboldts Vorstellungen von der Universität. Sie waren ja damals nichts anderes als Ansichten eines Kommenden. Und gerade dieses Zukünftige zu verraten ist der Sündenfall der neuesten Universitätsentwicklungen. Die Universität dient nach Humboldt einzig der Wissenschaft. Wissenschaft ist eine zweidimensionale Aktivität, deren eine Seite die Prinzipien „Einsamkeit und Freiheit“ sind und deren zweite Pol ein „ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken“ der Menschen sein muss. Meist ist nur vom ersten die Rede, von Einsamkeit und Freiheit. Aber das zweite, das Zusammenwirken, ist ebenso essentiell für die Wissenschaft. Und es ist weder elitär noch individualistisch. Aber wie sollen wir diese Zweidimensionalität verstehen?

Nun, sie bedeutet, dass Wissenschaft eine Aktivität ist wie die Sprache, die Humboldt an einer berühmten Stelle die „Arbeit des Geistes“ nennt. Auch die Wissenschaft ist eine Arbeit des Geistes, sie ist strukturell der Arbeit der Sprache parallel. Die Sprache hat als erste Aufgabe die Bildung des Gedankens, also die kognitive Erschließung der Welt. Der Mensch schafft sein Denken mittels der Sprache oder, anders gesagt: er denkt die Welt durch Sprache. Das tut nach einem berühmten Satz Humboldts „der Einzelne in abgeschlossener Einsamkeit“. Zweitens aber braucht der denkend-sprechende Mensch immer den anderen Menschen, der ihm zuhört, der ihm, der sein Wort verstehen muss, der ihm antworten muss. Erwidern und Ant-Wort sind mit der Rede und dem Wort untrennbar verbunden: „der Mensch sehnt sich ... auch zum Behuf seines blossen Denkens nach einem dem Ich entsprechenden



Zukunftsfest: Wilhelm von Humboldt vor der nach ihm und seinem Bruder benannten Universität in Berlin

Foto Picture Alliance

Du“. Zum Behuf seines bloßen Denkens! Es geht also bei der Sprache gerade nicht nur um Kommunikation, um die Mitteilung eines schon Gedachten, sondern um das Denken selbst, und diese Produktion von Gedanken bedarf des Anderen.

Dieser Grundgedanke seiner Philosophie der Sprache als Arbeit des Geistes im Dreieck von Ich, Welt und Du liegt der Aufgabe der Universität zugrunde: Wissenschaft ist erstens Denken der Welt, das Fassen neuer Gedanken über die Welt. Zweitens aber braucht der gefasste Gedanke das „Zusammenwirken“. In den Worten des viel späteren Hauptwerks: „der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andre n versuchend geprüft hat“. Daher würde der Wissenschaftler, wenn sich die Studenten „nicht von selbst um ihn versammelten, sie aufsuchen, um seinem Ziele näher zu kommen“.

Wissenschaft ist also das Fassen des Gedanken und das unerlässliche Aussprechen dieses Gedanken, die Prüfung der Verstehbarkeit dieses Gedanken an Andre n. Und dieser Gedanke ist wahrhaft „objektiv“ erst, wenn er „aus fremdem Munde wiedertönt“. Daher ist es eben das Charakteristikum der Universitäten, „dass sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben“. Wissenschaft ist das nicht endende Gespräch der an der Forschung Be-

teiligten, wobei die Studenten ausdrücklich als notwendige Mit-Forscher und damit Mit-Erzeuger von Wissenschaft zu betrachten sind.

Dies ist der Kern der Humboldtschen Universitätsidee. Und dies war 1810 die totale Zukunft angesichts von Universitäten, die eher wie Schulen funktionierten. Und es ist wieder die totale Zukunft heute angesichts von Universitäten, die zunehmend wie Schulen funktionieren sollen. Sicher war ein solch ehrgeiziges Universitätsmodell nicht unmittelbar in die Realität zu übertragen. Aber Wissenschaft als Dyade von forschendem Professor und mitforschendem Student ist doch das Modell und die begeisterte zukunfts-trächtige Leitvorstellung von Universität, die – mit einigen anderen Elementen, Staatsferne, ökonomische Unabhängigkeit – eben „Humboldt's gift“ an die Menschheit gewesen ist.

Am prächtigsten aufgegangen ist das Modell in den großen amerikanischen Privatuniversitäten. Aber auch die sehr staatsnahe Friedrich-Wilhelms-Universität war nicht schlecht: Die wissenschaftliche Explosion an dieser Universität im neunzehnten Jahrhundert verdankte sich den herausragenden Wissenschaftlern und dann natürlich auch dem Enthusiasmus einer gemeinsam getragenen und gemeinsam entfalten Wissenschaft. „Immer im Forschen bleiben“, diese Aufgabe der Universität, wie sie Humboldt skizziert, war

1810 das Zukünftige, und „Immer im Forschen bleiben“ enthält noch so viel Zukünftiges, dass wir unbedingt daran erinnern müssen. Es ist die ewige zukünftige Aufgabe von Universität

Auch die zweite humboldtsche Antiquität ist, wie die Universität, ein Zukünftiges: Humboldts Auffassung von den Sprachen der Menschheit. Sie ist tatsächlich ein weiteres Geschenk Humboldts an die Menschheit. Wir sind an einem Punkt der Menschheitsgeschichte angelangt, wo die verschiedenen Sprachen der Menschheit den Designern der gesellschaftlichen Zukunft nur noch als überflüssige Reste einer schlechten Vergangenheit erscheinen. In der Tat behindern die verschiedenen Sprachen der Menschen die globale Kommunikation. Die sprachliche Globalisierung ermöglicht dagegen endlich die Erfüllung der biblischen Sehnsucht nach der Einheitssprache des Paradieses und „sprachlicher Gerechtigkeit“. Die verschiedenen Sprachen der Menschheit sind das Alte, das Vergangene, das Störende. Auch Marx sah sie als das Störende und das Überflüssige, als Momente jener alten Welt, die der Kapitalismus brutal hinter sich lässt.

Humboldt hat die antikapitalistische Alternative zu diesem Sprachdenken entworfen: In Wirklichkeit sind die Sprachen nämlich das Kapital, ein geistiges Kapital nämlich, ein Reichtum des Denkens. Niemand hat vor Humboldt in solcher Klarheit erfasst, dass die Sprache den Gedan-

ken bildet, die Welt kognitiv fasst, und dass die Sprachen der Menschheit dies jeweils verschieden tun, dass sie „Weltansichten“ sind, die zusammengenommen den Geist der Menschheit ausmachen. Das ist nun eine Betrachtung der Sprache, die am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts so zukünftig war, dass erst die Linguistik im zwanzigsten Jahrhundert die von Humboldt gestellte Aufgabe so richtig in Angriff nahm. Zukünftig war auch die in ihr enthaltene völlig neue Bewertung von Sprachen als kostbaren kognitiven Geschöpfen. In der alten europäischen Sprachauffassung vor Humboldt – und eben durchaus bis heute – werden die Sprachen im Wesentlichen bloß als Mittel zur Kommunikation und in ihrer Verschiedenheit als Kommunikationshindernisse betrachtet, als Fluch von Babel. Humboldt hat gezeigt, dass Babel ein Reichtum ist: „Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen.“

Weniger präkar sieht es überraschenderweise mit der Zukünftigkeit der dritten Humboldtschen Antiquität aus: beim Museum. Obwohl das Adjektiv „museal“ ja nun gerade noch eine besondere Steigerung von „antiquiert“ oder, mit Trumpf zu reden, von „obsolet“ ist, ist das Museale derzeit das Zukunftsrohste.

Der König hatte den alten Humboldt mit einer Aufgabe betraut, deren kulturelle Bedeutung und Neuheit überhaupt

nicht überschätzt werden kann. Seit 1825 hatte Humboldt den Vorsitz des privaten Vereins der Kunstfreunde in Preußen inne, der die moderne Kunstproduktion aktiv förderte. Die Humboldts, Caroline von Humboldt noch mehr als Wilhelm, waren große Kunstmäzene. Ab 1829 wird Humboldt dann im Auftrag des Königs Vorsitzender jener Kommission, die die Einrichtung des ersten öffentlichen Kunstmuseums in Preußen vorbereitet.

Die Kunst aus den aristokratischen Palästen dem Volk zugänglich zu machen, zur ästhetischen und kulturellen Bildung desselben, ist einer der fortschrittlichsten Gedanken der Zeit. Es gab in Deutschland zwar schon einige öffentlich zugängliche Sammlungen, aber der Museumsgedanke wird in der Französischen Revolution ein demokratischer, volksbildender. Humboldt hatte das seit 1793 frei zugängliche öffentliche Museum der Französischen Republik während seines langen Paris-Aufenthalts kennengelernt. Humboldt liebte diese zukunftsweisende Idee des frei zugänglichen Museums. Zehn Jahre nach seinem Austritt aus der Politik Preußens, dessen Kanzler er zum Unglück Deutschlands nicht werden konnte, übernimmt er daher noch einmal eine öffentliche Funktion, um diese Museums-idee in Preußen zu realisieren. Er wird der wichtigste Kultur-Akteur Preußens, der Vorsitzende der Museumskommission. Humboldt wird Neil MacGregor.

Humboldts Museum wird ein riesiger Erfolg. Es wird ja noch hundert Jahre lang ein Museum nach dem anderen auf der Museumsinsel gebaut. Das Volk liebt diese wunderbaren Institutionen. Deswegen werden sie auch nach ihrer Zerstörung wieder aufgebaut, transformiert und nun eben um den großen Bau erweitert, der Humboldts Namen trägt.

Es ist, daran sei erinnert, der Namen beider Humboldts. Da das Humboldt-Forum die außereuropäischen Kulturen als seine Herzstücke zeigen wird, denken immer alle nur an den großen Reisenden, an Alexander von Humboldt, den Amerika-Reisenden und den Reisenden nach Zentralasien. Aber das Humboldt-Forum ist nicht nur ein Alexander-Forum, sondern mindestens ebenso sehr ein Wilhelm-Forum: Wilhelms Welt war nicht auf Europa und die Antike beschränkt. Mehr als die Antike und Europa hat Wilhelm die außereuropäische Welt beschäftigt. Im Zentrum seiner sprachwissenschaftlichen Bemühungen stehen die Sprachen Amerikas – er hat immerhin 23 von ihnen zu beschreiben versucht – und die Sprachen des Indischen und Pazifischen Ozeans, denen sein Hauptwerk gewidmet ist: über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, das auf eine vergleichende Grammatik der austronesischen Sprachen hinausläuft. Bedeutende Schriften hat er dem Sanskrit und dem Chinesischen gewidmet. Das über Europa Hinausweisende ist das Zukünftige, für das Wilhelm ebenso steht wie sein Bruder.

Es war eine glückliche Entscheidung des preußischen Königs, für die Durchführung seines ehrgeizigsten kulturellen Projekts jenen Mann zu berufen, der zehn Jahre vorher die reaktionäre Politik Preußens nicht mittragen wollte. Wilhelm von Humboldt war einfach die Figur der Zukunft, nicht der Reaktion, der Mann einer liberalen politischen Neuordnung Deutschlands, der Mann der dreifachen Innovation des Wissens: der Mann der Forschungsuniversität, der Mann der Sprachen der Welt, der Mann des volksbildenden Museums.

Jürgen Trabant ist Emeritus für Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Der Text ist eine gekürzte Fassung eines Festvortrags an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

## Hm ... seufz ... Neiiiiin!!!! Suuuper!!!!

Hesh insta xe kommt nicht aus China: Linguisten untersuchen den Vormarsch der „Digilekte“

Was kann man, wenn man Schriftdeutsch kann? Früher war das klar: Die Beherrschung orthographischer und grammatischer Normen gehörte dazu, ebenso ein öffentlichkeitstauglicher Wortschatz und ein halbwegs formeller Stil. Doch seit man per Smartphone „mit“ anderen schreibt, Meldungen und Meinungen per Chat und Twitter in die Welt schiekt, löst sich der traditionelle Begriff von Schriftlichkeit auf. Traditionelles Schriftdeutsch wird zwar in Schule, Beruf und bei formellen Anlässen nach wie vor eingefordert. Doch daneben hat sich im Internet eine Vielzahl von Schreibstilen etabliert, die zum Imperium von Duden nur noch sehr lose Beziehungen unterhalten.

Die souveräne Vernachlässigung der Rechtschreibung geht einher mit einem Sprechschreiben, das umgangssprachliche Verschleifungen, Dialektelemente und halbphonetische Schreibweisen mit Bildsymbolen und semantisch umfunktionierten Satzzeichen kombiniert. Nicht alles ist für sich genommen neu. Bedeutungsschwangere Auslassungspunkte, erregt gereichte Ausrufezeichen und fröhliche Smileys kamen auch in manchem Tagebuch früherer Zeiten vor. Lautmalereien und die berühmten Inflektive (seufz) fanden sich schon bei Wilhelm Busch, bevor sie durch die Comics populär wurden.

Sprachgeschichtlich neu aber ist die massenhafte Verwendung solcher Signale in der öffentlichen Kommunikation. Und neu ist auch die Funktion als sprachliches Gruppenmerkmal. Je nachdem, wie die unterschiedlichen Mittel des digitalen Schreibens eingesetzt werden, lassen sich

nämlich regionale, soziale oder geschlechtsspezifische Schreibstile unterscheiden. Manche Linguisten sehen hier bereits „Digilekte“ entstehen. Dieser Begriff ist zwar umstritten, doch dass ein Umbruch stattfindet, liegt auf der Hand. Die vergangenen drei Jahrhunderte waren durch eine allmähliche Standardisierung und Vereinheitlichung der Schriftsprache und ihre Abgrenzung von der Mündlichkeit bestimmt. Dieser Prozess hat sich in Teilen umgekehrt.

Wenn sich digitale Schreibstile verfestigen, wird das Unkonventionelle zur Konvention, das Informelle zur Norm. Wie Deutschschweizer und Deutsche im Vergleich diese Informalität in WhatsApp-Chats zum Ausdruck bringen, haben Beat Siebenhaar und Samuel Felder von der Universität Leipzig untersucht. Zu den Mitteln, die deutsche Schreiber verwenden, gehören beispielsweise Dialektausdrücke, die gelegentlich eingestreut werden. Den Schweizern jedoch steht diese Ressource der Antinorm nicht zur Verfügung, denn die meisten von ihnen verfassen ihre Texte seit langem komplett auf Schweizerdeutsch. Der Dialekt ist hier anders als in Deutschland die digitale Schreibnorm geworden.

Als Kompensation greifen Deutschschweizer stärker als deutsche Schreiber auf Buchstabenendungen und die Häufung von Satzzeichen (Neiiiiin!!!!!!) zurück. Sie spicken ihre Nachrichten auch deutlich häufiger mit Bildzeichen wie den bunten Emojis, um Dinge, Vorgänge und Gefühle zu symbolisieren. Doch auch die Schreibweise des Dialekts erlaubt noch Abstufungen der Formalität. Wer statt

„scho gseh“ (schon gesehen) „sho xe“ und statt „streng“ „schtreng“ schreibt, unterstreicht seine Distanz zur Standardnorm. Diese Schreibweisen kommen vor allem vor, wenn die Jugend- und Internetkultur zum Thema gemacht wird (hesh insta xe = Hast du Instagram gesehen?). Bei ernsthaften Themen werden Varianten bevorzugt, die sich stärker an den Regeln der Standardsprache orientieren.

Emojis und die älteren Emoticons bieten den Schreibern nicht nur Ausdrucksmöglichkeiten, sie prägen mittlerweile auch kommunikative Erwartungen: „bist

du sauer?“ – „quatsch wieso sollte ich sauer sein?“ – gar kein lieber smiley ...“ Doch während Emojis in der Whatsapp-Kommunikation praktisch zum „Grundwortschatz“ gehören, hängt ihr Gebrauch in Online-Foren stark von der Situation und der sozialen Beziehung zwischen den Teilnehmern ab. Wie heikel es sein kann, hier den angemessenen Ton zu treffen, verdeutlicht der Sprachwissenschaftler Georg Albert am Beispiel von Erziehungsberatungen per Internet. Während die Rat-suchenden ihre Fragen in einem eher formellen Stil stellen und auf visuelle Symbo-

le verzichten, geben sich die Erziehungs-experten durch die Verwendung von Emojis betont locker. Dass zwischen dem Distanzabbau, den sie signalisieren wollen, und peinlicher Anbiederung ein sehr schmaler Grat verläuft, ist ihnen nicht bewusst.

Wie man sich in den sozialen Netzwerken schreibend positionieren soll, ist eine Frage, die auch viele Lehrer umtreibt. Wie soll sich der Lehrer verhalten, wenn er am Klassenchat teilnimmt? Die Schüler wegen fehlender Satzzeichen oder kleingeschriebener Substantive zu korrigieren wäre in diesem Zusammenhang bizarr. Aber soll sich der Lehrer den Schülern auch dann anpassen, wenn er selbst schreibt? Bislang „klassenchat“ die meisten Pädagogen standardsprachlich.

Wie schreiben eigentlich Mädchen? Der 14 Jahre alte Martin weiß es: „Mädchen schreiben endlos lange DINge und wirklich DEUTlich mehr mit emoticons.“ Bildsymbole, vor allem Herzen und Küsse, und expressive Buchstabenwiederholungen gelten unter Jugendlichen als typisch weiblich. Tatsächlich nutzen Mädchen solche Mittel, insbesondere Emojis, stärker als Jungen. Eine etwas standardnähere Schreibweise steht eher für männliche Coolness. Wenn Jungen Herzen und ähnliche Symbole einsetzen, dann meistens strategisch beim digitalen Flirt mit Mädchen – oder um gemeinsam mit anderen Jungen „mädchenhafte“ Kommunikation zu parodieren.

Die Geschlechter-Klischees der digitalen Kommunikation sind allerdings nicht nur der Reflex eines Sprachgebrauchs, sondern sie erzeugen und verfestigen ihn zugleich. Wie stark auch Gefühlsbeken-

dungen digitalen Konventionen folgen, hat die Linguistin Karina Frick am Beispiel von Tweets untersucht. Während Freude durch Batterien von Emojis und expressive Zeichenhäufungen (Suuuper!!!!) als scheinbar spontaner Gefühlsausbruch inszeniert wird, kommt die Trauer auf Twitter stärker reflektiert und dichter an der Standardsprache daher. Auf ihre Weise ist sie ähnlich konfektioniert wie die Beileidsbekundungen alter Schule. Eine satirische Reaktion auf die Sprachmuster der Twitter-Trauer gibt es mittlerweile auch: den „Trauer-Tweet-Generator“.

WOLFGANG KRISCHKE

## Islamische Theologie

CDU fordert liberale Stimmen

Die Debatte um die Islamische Theologie an der Berliner Humboldt-Universität nimmt eine weitere Wendung. Die Berliner CDU kritisiert in einem offenen Brief den Ausschluss liberaler Stimmen aus dem Beirat des geplanten Instituts. Die Beiräte haben Mitspracherecht beim Lehrplan und der Auswahl der Dozenten. Bisher sind die staatliche türkische Diti, der Verband der Islamischen Kulturzentren, die islamische Föderation Berlin und die Islamische Gemeinschaft der schiitischen Gemeinden Deutschlands für den Beirat vorgesehen. Alle fünf gelten als konservativ. Das Unionspapier dringt daher auf den Einbezug des „Liberal-Islamischen Bundes“, des „Muslimischen Forums Deutschland“ und der neugegründeten Berliner Ates-Moscheegemeinde. F.A.Z.



Sag's mit Emojis: Jugendliche auf der Gamescom

Foto Reuters